

69619

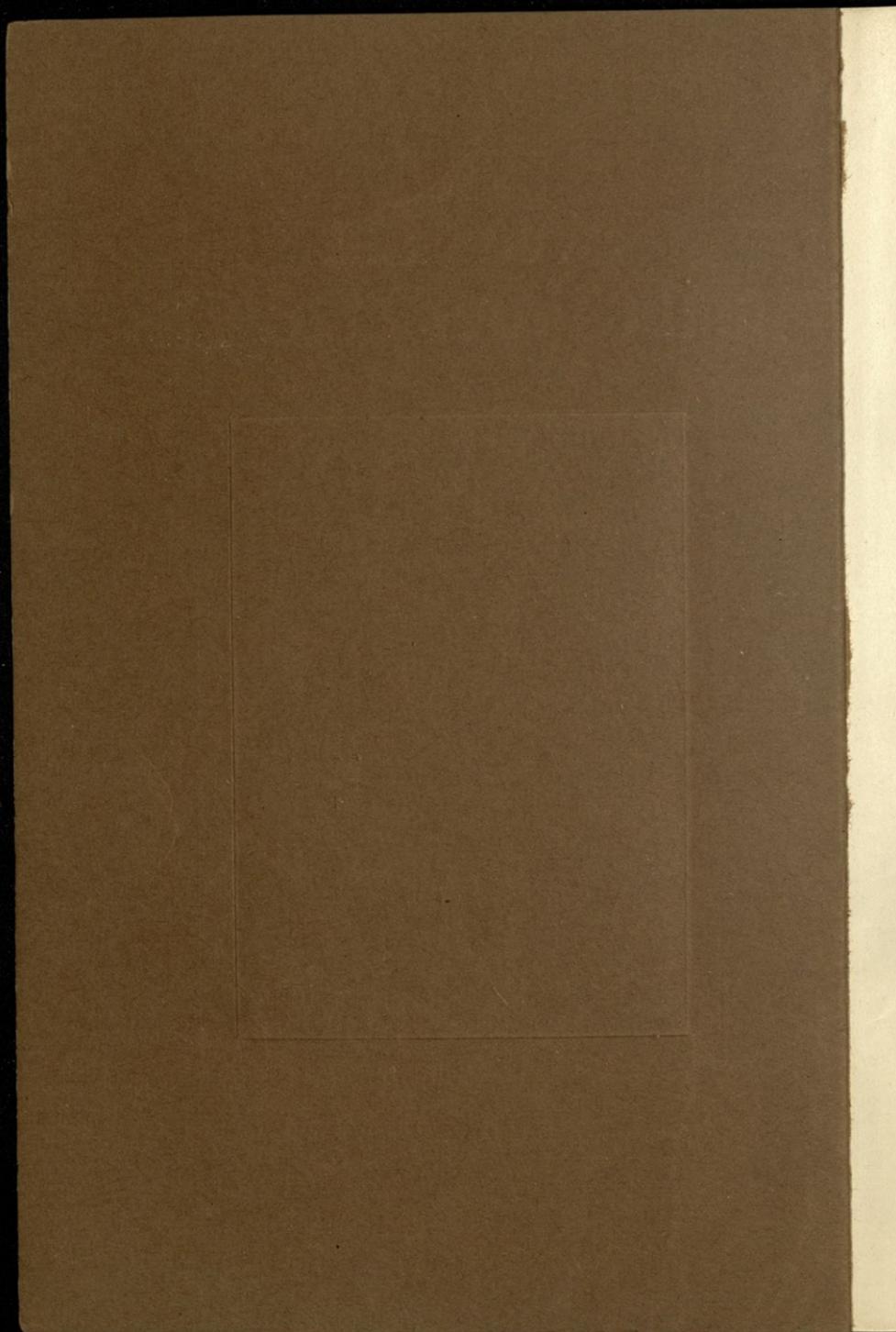
MAX GRAF BARBO

# Was mir mein Vater erzählte



Der geweihte Brunnen (Zegnani studenec)

Graz 1907  
im Selbstverlage des Verfassers



WAS MIR MEIN   
VATER ERZÄHLTE

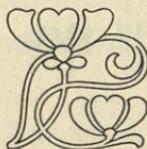
---

---



MAX GRAF BARBO

WAS MIR MEIN   
VATER ERZÄHLTE



GRAZ 1907  
IM SELBSTVERLAGE DES VERFASSERS

69619



11. VIII. 1943

*D. Podhorsky*

## Mündliche Überlieferung.



So will ich die folgenden Seiten nennen und mit Recht, denn ich glaube nicht, daß nur eine Zeile vordem niedergeschrieben wurde. Ich wenigstens habe alles, Wort für Wort, aus dem Munde meines Vaters übernommen.

An den langen Abenden nach dem Nachtmahle war es ihm ein Vergnügen, in Gegenwart der an der Wand hängenden Familien-Porträte uns mit den Erlebnissen derselben vertraut zu machen.

Sechzig Jahre dürften wohl seither verflossen sein, doch meinem Gedächtnis blieben sie grün.

So nehmt diese Zeilen hin als eine vielleicht verblaßte Erinnerung aus meiner Jugend.





# DER GEWEIHTE BRUNN

---

---





## Der geweihte Brunn.



Ein trüber Novembertag war es, als zwei Reiter auf der Straße, welche von Laibach nach Unterkrain führt, in früher Morgenstunde dahinzogen.

Damals war dieser Weg noch lange keine Chaussee; selbe ist erst zur Zeit der Franzosenherrschaft erbaut worden und unsere Geschichte ereignete sich gegen Ende des XVII. Jahrhunderts.

Ein junger Herr und ein alter Diener waren es.

Beide gut beritten auf starkknochigen Karstpferden, durch Berberblut veredelt, wie solche schon hundert Jahre früher der Regent Erzherzog Karl in seinem Hofgestüt Lipiza einführte; ein Schlag, der sich bis heute, also durch 320 Jahre, rein erhalten hat. Mächtiges Sattelzeug mit aufgeschnalltem Mantelsack, Stoßdegen en bandelier, in der Pistolenhalfter das Faustrohr. Diese Radschloßpistolen hatten eine Länge von gut 80 Zentimetern, schossen anderthalb Dekka schweres Blei und hießen: die Kleine. Es gab nämlich noch viel größere. Welch Unterschied der Dimensionen gegen unsere heutigen Taschenrevolver! Hohe Stiefel, sogenannte Pappenheimer, lederne Hosen, ein Koller von Elenhaut nebst einem breitrandigen Hut — der Herr auch Stulpenhandschuhe —, dies war das äußere Bild.

Schweigsam setzten sie ihren Weg fort. Schwere Nebel wälzte sich vom nahen Moor her, grau, alles grau,

die ganze Gegend grau und auch die Gedanken grau in grau.

Graf Bernardin war zu dieser Stimmung wohl berechtigt und sein Diener Fritz teilte ja seit jeher Freud und Leid seiner Herrschaft.

Das Glück der Familie war auch sein Glück, ihr Ungemach empfand er ebenso schwer und des Hauses Ehre war auch seine Ehre. Ganz besonders liebte er den jungen Grafen, den er als Kind auf den Armen getragen, ihm den ersten Reitunterricht erteilt, auch in die Geheimnisse der Jagd, Fischerei und des Vogelfanges eingeweiht hatte. — Wenn der junge Graf auf seinem Pony einen breiten Graben, eine Hecke nahm oder in stolzer Haltung in den Schloßhof sprengte, da lachte ihm das Herz und schmunzelnd sagte er: „Ja, das wird ein Rechter!“

Solch treue Dienerseelen gibt es heute kaum mehr, doch auch die Herrschaften sind nicht mehr wie früher ihren Dienern gegenüber.

Diesmal hatte er ihn nach Laibach begleitet, allwo Graf Bernardin sein Glück versuchen wollte. Ein Offiziers-Patent strebte er an, denn die Werbetrommel schlug man im Lande. Ein Regiment für die Niederlande galt es anzuwerben.

Fritz war überzeugt, daß seinem Herrn zum mindesten eine Hauptmanns-Charge gebühre. Nur Bernardin wäre mit einer Fähnrichsstelle zufrieden gewesen; doch viele Bewerber gab es; namentlich einige Spanier, die der Gouverneur, selbst von spanischer Abkunft, protegierte.

Wenig Aussicht also, trotz der unbestreitbaren Verdienste seiner Familie.

Zwei seiner Onkel waren vor Ofen gefallen. — Sein Vater hatte auch gegen die Türken gefochten, es bis zum Reiterobersten gebracht und war zudem mit den ersten Familien des Landes verschwägert oder eng befreundet. Wahrscheinlich war dies der Grund, daß man sein Ge-

such nicht rundweg abschlug, sondern ihn hinzuhalten suchte.

In Laibach ging es damals lustig genug zu. Die Söldner hatten reiches Handgeld erhalten und trachteten — nach Soldatenart — selbes so bald als möglich durchzubringen. In allen Kneipen war täglich Musik und Tanz, Würfel- und Saufgelage. Den Angeworbenen mußte man schon so manches durch die Finger sehen.

Doch auch für den Adel gab es nun oft Feste. — Der Gouverneur auf dem Schloßberg führte offenes Haus.

Unserem Bernardin, der bei seinen Eltern einfach und in strenger Zucht aufwuchs, war das neu. Mit jugendlichem Feuer gab er sich den Vergnügungen hin, sprach auch, nach damaliger Sitte, dem Pokal fleißig zu.

Bei solcher Gelegenheit bekam er mit einem Spanier, den wir Rodriguez nennen wollen, Streit.

Hochfahrend, zänkisch und alle anderen Nationen verachtend, wie er war, sprach er geringschätzend über den krainischen Adel. Bernardin erwiderte scharf; das Ende war eine Herausforderung.

Schon hatte man die Duellbedingungen festgesetzt, als der ganze Handel dem Gouverneur bekannt wurde und er, dem solch Vorkommen nicht paßte, die beiden zitierte und den Zweikampf verbot. Rodriguez und Bernardin mußten ihm in die Hand geloben, Urfehde zu halten. — Letzterer tat es aufrichtig, ersterer nur ungern und mürrisch.

Seither hatte Bernardin mehr als einmal Gelegenheit, zu beobachten, daß er ausspioniert, ja auch verfolgt wurde.

So kam es vor, daß er einigen scheinbar trunkenen Söldnern gegenüber, die ihm den Weg verlegten, von seiner Waffe Gebrauch machen mußte. Offenbar hatten Rodriguez und seine Kameraden bei all dem die Hand im Spiel. Seine Freunde legten ihm deshalb auch nahe, vorderhand Laibach zu verlassen.

So zog er denn an jenem Morgen zum Stadttor hinaus. — Früh waren sie aufgebrochen, um zu Mittag sich und den Rossen zu Weixelburg Rast gönnen zu können.

Noch waren sie nicht viel über eine Stunde geritten, als sie hinter sich scharfen Hufschlag vernahmen. Die Zeiten waren unsicher; überall streifende Marodeure.

Bernardin rekognoszierte das Terrain. Eine kleine Ebene, ganz geeignet, um als guter Reiter und Fechter auch einem an Kopffzahl überlegenen Feinde die Stirn bieten zu können. Er parierte sein Pferd, lockerte seinen Degen, setzte die Radschloßpistole in Stand und erwartete die Ankommenden. Fritz hinter ihm tat das gleiche.

So stand er auch seinerzeit hinter seinem Herrn Obersten am Tage der Schlacht von St. Gotthard, als Montecuccoli kommandierte und der alte Reiterführer Spork das bewußte Gebet sprach.

Wie oft hatte seither Fritz dasselbe zum besten gegeben: „Vor der ganzen Front“, pflegte er zu sagen, „ist Vater Spork vom Pferde gestiegen, auf der bloßen Erde niedergekniet und hat so laut gesprochen, daß wir es alle hören konnten: ‚Allmächtiger Generalissimus dort oben, hilf uns heute, oder wenn du uns schon nicht helfen willst, so bleibe wenigstens neutral und du sollst deine Freude haben, zu sehen, wie wir diese Türkenhunde klopfen werden.‘“

„Wir haben sie dann auch tüchtig geklopft“, lautete jedesmal sein Schlußrefrain.

In jener Stunde aber dachte er weder an Spork noch an die Türken. Seine ganze Aufmerksamkeit galt seinem jungen Herrn und dem Abenteuer, das ihnen bevorstand.

Drei Reiter tauchten aus dem Nebel auf und Bernardin erkannte sofort, daß es Rodriguez mit zweien seiner Freunde war.

„Da finden wir den Ausreißer!“ rief Rodriguez. „Pflegen die Caballeros dieses Landes so ihre Ehrenangelegenheiten auszutragen?“

Bernardin machte geltend, daß sie ja vor dem Gouverneur sich Urfehde gelobten; doch Rodriguez erwiderte, das binde ihn nur innerhalb des Burgfriedens von Laibach; im freien Felde halte er sich nicht an solch Versprechen.

„Ich aber“, erwiderte Bernardin, „halte mein gegebenes Wort nicht bloß im Burgfrieden, sondern überall und ohne Einschränkung. Übrigens, wenn die Herren Caballeros die Ansicht des Herrn Rodriguez teilen, beuge ich mich vor der gereiften Ansicht in Ehrensachen und bin auf der Stelle bereit, Genugtuung zu geben. — Möge einer der Herren mir sekundieren.“

Darauf bestimmte man die Distanz, lud die mitgebrachten Pistolen, vereinbarte zweimaligen Kugelwechsel; das Los habe zu entscheiden, wem der erste Schuß zustehe.

Der Zufall entschied zu Gunsten Rodriguez'. Er schoß und fehlte. Bernardin schoß in die Luft.

Beim zweiten Losen war wieder dem Spanier der erste Schuß zugefallen. Wieder fehlte er und wieder schoß Bernardin in die Luft.

Als er dann zu seinem Gegner ritt, um selbem die Hand zur Versöhnung zu reichen, hatte Rodriguez' Sekundant diesem eine zweite Pistole in die Hand gegeben, so daß ersterer seinen Gegner aus allernächster Nähe niederschließen konnte; doch letzterer schlug mit starkem Faustschlag die Schußwaffe aus der Hand Rodriguez', machte eine Volt, sprengte auf seinen früher innegehabten Platz, zog sein eigenes Pistol aus der Halfter, ein Schuß krachte und Rodriguez stürzte entseelt vom Pferde.

Nun aber zog auch Fritz vom Leder. Mit dem Rufe: „Meuchelmörder, Wegelagerer!“ warf er sich auf die beiden Spanier. Diese hielten jedoch nicht stand, wendeten ihre Rosse und verschwanden bald im dichten Nebel.

„So!“ meinte Fritz, „dies wäre besorgt, doch nach gutem Soldatenbrauch muß man den gefallenen Gegner auch begraben.“

Er stieg vom Pferde, durchsuchte des Spaniers Taschen, — auch dies sei, meinte er, Soldatenbrauch. — „Nichts, gar nichts, nur den Degen, echter Toledaner Stahl, den wollen wir behalten, sowie die im Grase liegende Pistole. — Wo aber hin mit ihm?“ Einen Brunnen am Wegrande erspähte er, dies soll sein Grab sein. Was er an Steinen erreichen konnte, steckte er dem Gefallenen in die Säcke, Stiefel etc. und warf ihn in den Brunnen.

Nun aber so schnell als möglich nach Hause und dem Herrn Papa, will sagen: Seiner Hochgeboren dem Herrn Obersten, die gehorsamste Meldung gemacht.

Der alte Herr überlegte lange.

Wie man es immer erwog, die Tat war zu entschuldigen, doch ganz korrekt war sie nicht. Auch meinte er, die beiden Spanier, die einzigen Zeugen, würden schwerlich zu Gunsten seines Sohnes aussagen.

Er beschloß also, Bernardin so bald als möglich außer Land zu senden. Alte Kriegskameraden hatte er ja mehr als einen im Deutschen Reiche, gute Freunde, die mit Freuden bereit waren, seinem Sohne Schutz zu verleihen.

Ein schwerer Abschied war es.

Heutzutage langt in solchem Falle nach 24 Stunden das erste Telegramm an, nach zwei bis drei Tagen auch eine illustrierte Korrespondenzkarte.

Anders damals. Abgesehen davon, daß der zu Pferde Reisende selbst für seine Sicherheit sorgen mußte, langten Nachrichten, wenn überhaupt, kaum vor Monaten an die Rückgebliebenen. Auch war solche Trennung nur zu oft auf immerwährende Zeiten. So auch in diesem Falle.

Bernardin hat seine Eltern nie mehr gesehen. Er ist lange im Reiche geblieben, kommandierte als Oberst ein Reiterregiment der Kurpfalz, war auch Oberst-Silberkämmerer zu Kur-Köln und heiratete eine Tochter des Kommandanten von Heidelberg, eine geborene v. Strupius.

Die beiden Spanier hüteten sich, ihr Abenteuer zu

erwähnen, haben auch bald darauf Laibach verlassen. Rodriguez galt als verschollen.

Das Frühjahr kam, der Warentransport hatte wieder begonnen; da ist es aufgefallen, daß die Saumrosse das Wasser des bewußten Brunnens nicht trinken wollten. Kaum die Schnute eingetaucht, bliesen sie die Nüstern auf und versagten den Trunk.

Bei den Anwohnern, welche ihren Wasserbedarf von dort holten, sind ab und zu schwere Erkrankungen erfolgt. Endlich ereignete es sich, daß eine Magd, welche bald nach Sonnenaufgang, als der Brunnen durch die hell einfallenden schrägen Sonnenstrahlen beleuchtet wurde, Wasser schöpfte, mit einem hysterischen Aufschrei in Ohnmacht fiel. Zu sich gebracht, behauptete sie, im Brunnen den Teufel gesehen zu haben. Der Brunnen mußte verhext sein.

Eine Bitte an das Konsistorium zu Laibach wurde genehmigt. Se. Gnaden der Herr Fürstbischof in eigener Person in Begleitung des Konvents der PP. Kapuziner und unter Vorantragung des apostolischen Kreuzes begab sich an Ort und Stelle und weihte den verhexten Brunnen ein.

Dieser hohen Gnade wegen beschloß die Bevölkerung, den Brunnen auszumauern und mit einem Kruzifix zu schmücken.

Gelegentlich dieser Arbeiten fand man den schon stark in Verwesung übergegangenen Leichnam des Spaniers. — Seitdem heißt der Ort

### **„Zum geweihten Brunn“**

(Bahnhofstation Škofelka).

Diese Geschichte habe ich von meinem Vater, der es auch von seinem Vater und dieser ebenfalls von dem seinen überkommen hatte. — Mündliche Überlieferung.



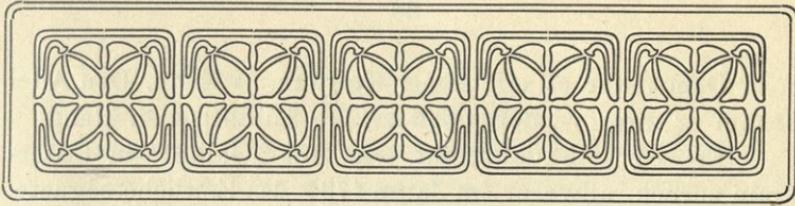


# EIN SIMANDL

---

---





## Ein Simandl.



In meiner Erzählung „Zum geweihten Brunn“ habe ich erwähnt, daß Graf Bernardin nach seinem Abenteuer mit dem Spanier Österreich verlassen hat und in Deutschland Karriere machte.

Später ist er doch wieder in sein Vaterland zurückgekehrt.

Wie der Zugvogel sich nach der Stelle sehnt, wo sein Nest gestanden, und oft bessere Existenzbedingungen verläßt, um den Ort aufzusuchen, wo ihm seine Alten die ersten Lieder vorsangen, so auch der Mensch.

Graf Bernardin kam zurück und begnügte sich mit einer Oberstleutnants-(Stelle)Charge, — er, der im Reiche als Oberst ein Regiment kommandierte und hohe Staatswürden bekleidete.

Sein sanguinisch-cholerisches, aufbrausendes Temperament hat er behalten.

So erklärt es sich, daß, als er mit seinem Obersten Streit bekam, er sich so weit vergaß, diesen mit seinem Rohr (damals trug man auch zu Pferd den Rohrstock) vor der Fronte durchzuprügeln, ein Subordinationsverbrechen, worauf die Todesstrafe stand.

Das Kriegsgericht verurteilte ihn zur Degradation und zum Verlust des Adels.

Damit war es mit seiner Karriere zu Ende. Den Adel bekam er zwar wieder, doch keinen militärischen Rang.

Er zog sich dann auf sein Gut „Gallhof“ in Unterkrain zurück, allwo er im Jahre 1734 das Zeitliche segnete.

Sein Sohn Josef Wilhelm erwählte sich die Staatskarriere.

Muß ein vorzüglicher Beamter gewesen sein; viel verwendet, brachte er es schließlich zum Präsidenten des Verordnenamtes.

Tüchtig im Amte, tüchtig als Staatsmann, war er im Hause ein Simandl.

Drei Frauen hat er besessen. Zuerst eine Gräfin Rattkay, dann eine Gräfin Auersperg und schließlich eine Freifrau von Mordax. Diese führte den Taufnamen Julia; nannte sich mit Vorliebe Juliana Barabina.

Ob ihn alle drei Frauen unter dem Pantoffel hatten? Letztere ganz gewiß. Wie sie mit ihrer mangelhaften Bildung ihm so imponieren konnte, bleibt ein psychologisches Rätsel.

„Ah was“, pflegte sie zu sagen, „ich halte nichts von der klassischen Bildung; habe nie lesen und schreiben gelernt und doch drei Exzellenzherren zu Männern gehabt.“

Freilich wußte sie nicht, daß diese Unkenntnis ihre Erben um ein schönes Gut bringen sollte.

Letzteres wollte sie einem Neffen auf die Zeit ihres Lebens verpachten und der Schlaumeier unterbreitete ihr anstatt eines Pachtvertrages eine Schenkungsurkunde. Ohne den Betrug zu ahnen, setzte sie ihr mühsam erlerntes Manupropria: Juliana Barabina darunter.

Die Frauen beurteilte sie im allgemeinen sehr streng und hatte, um ihre Verachtung auszudrücken, drei Stufen. Erste Stufe: Das ist eine Madame! — Zweiter stärkerer Ausdruck: Das ist eine Figur! — Und endlich die stärkste Verachtung: Das ist ein Mistviecherl!

Die Geldkasse hatte sie in der Hand. Der Gemahl bekam nur ab und zu kleinere Beträge.

In seinem Wiener Hause empfing er viele Gäste.

Kam einmal ein Bekannter und sagte: „Exzellenz, ich erlaube mir, Sie aufmerksam zu machen, daß aus dem Schreibzimmer eben jetzt ein mir sehr verdächtig aussehendes Individuum sich entfernte, und wie ich bemerkte, steht der Schreibtisch offen.“

Das Gesicht des alten Herrn entfärbte sich. „Um Gottes willen! Ich kann mich vor Schreck gar nicht fassen; eben in diesem Schreibtisch habe ich meine ganze Barschaft, — alles in der oberen kleinen Schublade. Ich bitte Sie, sehen Sie nach, ob er mich beraubt hat!“

Der Herr ging und kam mit der Meldung zurück: er habe nur 36 Kreuzer vorgefunden.

Eine Zentnerlast schien Seiner Exzellenz vom Herzen gefallen zu sein und er sagte: „Gottlob, es ist alles.“

Ein Feinschmecker war er, und wenn er auf seinem Gute in Unterkrain residierte, erfreute er sich an dem köstlichen Wildstand, besonders aber an den edlen Fischen, die den nahen Gurkfluß bevölkerten.

Ein schöner Huchen wurde gefangen. Er leckte sich schon den Mund, doch Juliana Barabina dekretierte: „Der kommt in den Fischbehälter! Ich reise morgen nach Laibach, komme in vierzehn Tagen zurück, dann haben wir Feiertage und dann wird er verspeist.“

Täglich spazierte dann der Strohwitwer zur Mühle, zum Fischbehälter und erkundigte sich nach dem Huchen.

Der Müller meinte, Exzellenz solle sich selben zubereiten und wohl schmecken lassen.

Auf die Gegenrede, daß die Exzellenzfrau ihn dann gehörig abkanzeln würde, meinte ersterer: der gnädige Herr solle sich auf ihn ausreden und sagen, er habe ihn gestohlen.

„Dann wird sie dich prügeln lassen.“

„Ach was, wir werden das schon arrangieren, vielleicht hat sie inzwischen auf den Fisch ganz vergessen.“

Dies war jedoch nicht der Fall; kaum aus Laibach zurückgekehrt, wollte sie ihn zubereiten lassen.

Darob verlegene Gesichter.

Endlich kam es heraus: Der Fisch existiert nicht mehr, der Müller hat ihn gestohlen.

„Josef, den mußt du gehörig prügeln lassen!“

„Ja, der muß geprügelt werden“, erwiderte er. — „Ins Schloß mit ihm!“

Man schleppte ihn in den Hof unter die Arkaden.

Dorthin hatte aber der Pfiffikus schon in aller Frühe einen Sack mit Kleie getragen. Die Arkaden lagen so, daß Juliana Barabina vom Fenster ihres Zimmers aus nicht sehen konnte, was dort vorging.

Exzellenz ließ nun statt des Müllers den Sack auf die Bank legen und selbem durch den Exekutor eine regelrechte Bastonnade geben. — Der Müller daneben besorgte die Musik; schrie und jammerte aus Leibeskräften.

Endlich rührte sich in der Brust der Gräfin das Mitleid und sie meinte: „Nun ist es aber genug!“

Doch Exzellenz erwiderte: „Nein, nein, hat der Kerl den Fisch gegessen, so sollen ihm auch jetzt die Prügel schmecken. Johann, schmier' ihm nur noch ein paar weiter hinauf.“

Johann schlug den Sack noch einige Male und der Müller schrie ärger denn je. — Am selben Abend schickte Se. Exzellenz ein Fäßchen seines besten Weines in die Mühle.

In Gesellschaft des Exekutors trank dann der Müller das köstliche Naß auf das Wohl seiner geliebten Gutsheerrschaft. Schmunzelnd sagte er schließlich:

„Nun, diesen Fisch habe ich zwar nicht gestohlen, doch wenn ich es getan, so wäre es nicht der erste gewesen und würde hoffentlich nicht der letzte sein.“

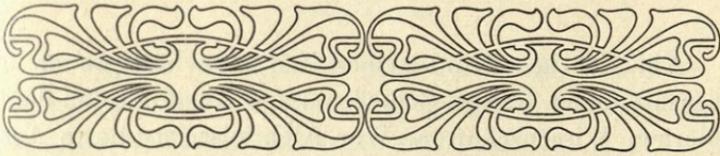


DEUTSCHDORF

---

---





## Deutschdorf.



Wie viele Häuser sind zum mindesten erforderlich, um ein Dorf zu bilden?

Vielleicht genügen drei, vielleicht gar nur zwei, doch ein Haus, sollte man meinen, kann kein Dorf sein — und doch ist es so. In Deutschdorf steht nur ein Haus.

Freilich war das nicht immer so. Ich erinnere mich noch, daß es dort deren drei gab. Eines bewohnte ein Zimmermann, das zweite ein Schuster und im dritten hauste ein Schlosser, zugleich auch Büchsenmacher, ja auch Zahnreißer! und letzteres in des Wortes ärgster Bedeutung.

Alle drei sind nun schon lange tot. Des ersteren Haus ist heute eine Arbeiterwohnung, der letzteren zwei Hausstätten aber sind verfallen — verschwunden.

Deutschdorf ist also kein Dorf, sondern ein Haus. Doch nein; seither steht dort wieder eine neugebaute Schmiede. Zwei Häuser also. Am Ende doch ein Dorf!

Zur Zeit seiner Gründung mag es aus zehn bis zwölf Hausstellen bestanden haben. Selbe fällt in die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, jener Epoche, wo es in allen aufgeklärten Köpfen gärte, einer Bewegung der Geister, die endlich in der großen französischen Revolution ihren vorläufigen Abschluß fand.

Damals lebte auf seinem Schlosse Kroisenbach Graf Maria Dismas Barbo.

Ein richtiges Kind seiner Zeit, beschäftigte er sich außer mit Jagen, Reiten, Schießen u. s. w. auch mit den damals modernen Wissenschaften. War Alchimist, studierte Astrologie, stellte Horoskope, versuchte sich in Aëronautik, baute eine Flugmaschine und wollte das Perpetuum mobile erfinden.

Heute lächelt man über derlei Passionen, nennt selbe Schrullen, doch dazumal waren sie berechtigt. Der Wissenschaft haftete ein gewisser Mystizismus an, der anregend wirkte; zudem ist es ja nicht zu leugnen, daß sich beispielsweise aus der Alchimie die Chemie, aus der Astrologie aber die Astronomie entwickelte oder wenigstens vervollkommnete.

Genannter Kavalier experimentierte also mit Vorliebe.

Da die Alchimisten behaupteten, Blei sei krankes Silber, dieses aber krankes Gold und es komme nur darauf an ein Rimedium zu finden, mit welchem man die genannten Metalle wieder gesund machen könne, so wanderte manche Silberbarre in den Schmelztiegel.

Um teures Geld erwarb er alchimistische Bücher, ja machte weite Reisen um sich solche zu verschaffen. Um jeden Preis wollte er aber den Stein der Weisen entdecken.

Bei diesen Passionen blieb er jedoch nicht stehen.

Seinen Untertanen widmete er eine sorgsame Pflege, huldigte dem Grundsatz, daß der Herr, der wohlhabende Untertanen hat, selbst wohlhabend sei. Er verschenkte manch gutes Stück Feld an die Bauern und animierte die Reicheren, wenigstens je einen ihrer Söhne studieren zu lassen. Möglicherweise war dies mit ein Grund, daß eben aus jener Gegend in der Folge eine Anzahl von vorzüglichen Juristen, Professoren, Ärzten, Beamten und Geistlichen hervorging. Beim Experimentieren kann es natürlich nicht immer ohne Mißerfolg abgehen. Jetzt noch findet man auf den Feldern ab und zu faustgroße Steine. Selbe ließ erhintransportieren.

Es stellte nämlich zu jener Zeit ein Gelehrter die Theorie auf, derlei Steine seien geeignet, von der Sonne erwärmt, die Fruchtbarkeit zu erhöhen.

Auch die Kreierung von Deutschdorf war einer seiner Mißgriffe.

Mitten zwischen den Slowenen wollte er eine deutsche Kolonie, mitten zwischen Ackerbauern eine Handwerkerstätte errichten. Bürger wollte er ansiedeln.

So entstand Deutschdorf.

Für einen Bader sorgte er. Man nannte ihn Herr Doktor! Er selbst hörte zwar diesen Titel nicht gern und dies hatte seinen Grund.

Seine Kenntnisse bestanden in: Beinbrüche schienen, Ader schlagen, schröpfen etc., doch war er auch gelernter Friseur. Verstand die Perücken herzurichten, den Zopf zu flechten, mit der Puderbüchse umzugehen, das Schermesser zu führen, ja auch jenes Instrument zu handhaben, welches einer Sage zufolge die Ägypter dem Vogel Ibis nachahmten.

Dieser Jünger Äskulaps war noch nie aus seinem engeren Vaterlande gekommen und hätte gar zu gern die große Welt gesehen.

Wien war das Ziel seiner Wünsche. So viel hörte er von dieser Wunderstadt, dem Stephansturm, den großen Häusern, dem Hetztheater etc. aus dem Munde des gräflichen Kammerdieners, der so glücklich war, seinen Herrn jedes Jahr dorthin zu begleiten. Warum sollte er nicht auch einmal dessen Stelle einnehmen, ihn ersetzen? Gern war er bereit, alle Arbeiten, alle Verrichtungen des letzteren auf sich zu nehmen.

Der Graf, dem er seine Bitte vortrug, ging auf seinen Wunsch ein.

So saß er denn eines Morgens in jenem Teile des großen Reisewagens, den man die Nase nannte und der ganz vorn war.

Der Kutscher lenkte dazumal den Viererzug vom Sattel

aus. Die Mode, vom Bock zu kutschieren, kam erst später auf. Heute noch nennt man das linksseitige Stangenpferd den Sattlichen, das rechte den Handigen, die Vorderpferde aber das Schmiß und das Leitseilroß („Ladsalrößl“). Am linken Pferde mußte der Sattel angebracht sein, damit der Kutscher die rechte Hand frei hatte.

Seine Kunst bestand hauptsächlich in der richtigen Führung der langen Peitsche. Rechts ausweichen, links vorfahren war damals im Gebrauche und auch das Richtige. Heute, wo der Wagenlenker zur rechten Hand sitzt, heißt es links ausweichen und rechts vorfahren. In etlichen Provinzen ist man noch immer bei der alten Gepflogenheit geblieben, ein Beweis, wie lange sich überlebte Gewohnheiten im Volke erhalten.

Das Reisen in jenen Zeiten war langwierig und mühsam. In jeder Nachtstation hieß es abpacken, den Bettsack abschnallen, alles zur Nachtruhe herrichten, den Wagen gründlich untersuchen, ob sich kein Defekt einstellte, die Beschläge der Pferde nachsehen. Am Morgen aber die Toilette besorgen, einpacken, alles wieder im Gleichgewicht und kunstgerecht aufschnallen u. s. w.

Dazu gehörte eine gewisse Übung. Mein Äskulap hatte selbe nicht.

Der Graf, ungeduldigen Temperamentes, warf ihm daher manchmal einen Esel an den Kopf.

Dies kränkte ihn, besonders wenn es vor dem Gasthofpersonal geschah. Er bat daher eines Tages: „Hochgeborner Herr Graf, unter vier Augen mögen Sie mich einen Esel nennen, so oft es beliebt, doch vor den Leuten möchte ich gehorsamst gebeten haben, mich vorkommendfalls mit einem andern weniger infamierenden Schimpfworte zu bedenken.“

„Gut, gut,“ meinte der Graf, „ich werde, so oft Er eine Dummheit macht, Ihn Herr Doktor titulieren.“

So wurde es gehalten. So oft er etwas versah, machte

der Graf einen kleinen Knicks und sagte: „Ah, Herr Doktor!“

Als er darauf von seiner genußreichen Reise nach Deutschdorf zurückkehrte, wußte dort schon jung und alt diese Episode und man rief, wo immer er sich zeigte: „Ah, Herr Doktor!“ Das Publikum gewöhnte sich endlich daran, er blieb der Herr Doktor.

Der Mode jener Zeit entsprechend, hielt man am Schlosse unter anderen Domestiken auch einen Mohren.

Ali, erst kürzlich nach Europa gekommen, noch blutjung, eigentlich noch ein halbes Kind, hatte nicht viel mehr zu tun als in seiner kleidsamen Tracht, mit Turban, dem faltenreichen schneeweißen Oberkleide, bunten seidnen Pumphosen, roten Strümpfen und Schnallenschuhen zu paradieren, beim Diner hinter seiner Herrschaft zu stehen, beim Tellerwecheln zu helfen u. s. w.

Solch Leben behagte dem Neger, um so mehr als auch für seine Atzung reichlich gesorgt war. Alles trachtete dem schmucken Jungen Leckerbissen zuzustecken. Ein Spielzeug für Herrn und Diener.

Als Folge dieser Lebensweise stellte sich gar bald Magenindisposition ein. Der Graf schickte ihn zum Bader nach Deutschdorf.

Ali, der nur gebrochen französisch sprach, verständigte sich dort pantominisch. Zog seine Pumphose aus und machte mit seinen Händen die Prozedur nach, die er sich erbat.

Der Bader verstand auch sofort und setzte sein Instrument in stand.

Ali nahm die erforderliche Positur an; da meinte jener: „Die schwarze Hirschlederne muß auch herunter.“

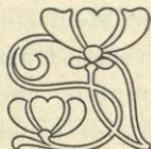
Ali sah ihn groß an.

„Die schwarze Hose muß herunter, sonst kann mein Instrument nicht funktionieren.“

Ali verstand noch immer nicht.

Da wollte denn der Bader selbst zugreifen. Doch, was war das? Das war ja gar keine Hose, das war ja des Negers schwarze Haut!

„Ah, Herr Doktor!“ hätte der Graf gesagt, wenn er anwesend gewesen wäre.

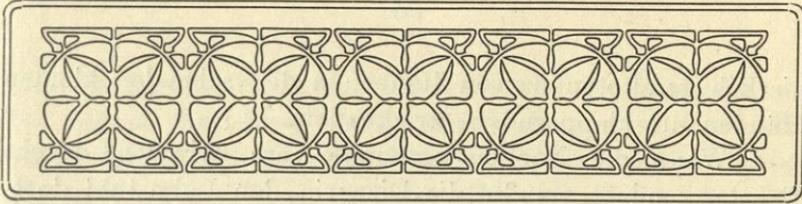


# DAS BLATT IM BUCHE

---

---





## Das Blatt im Buche.



Ich hab' eine alte Muhme,  
Die ein altes Büchlein hat.  
Es liegt in dem alten Buche  
Ein altes, dürres Blatt.  
So dürr sind wohl auch die Hände,  
Die einst im Lenz ihr's gepflückt.  
Was muß nur die Alte haben?  
Sie weint, so oft sie's erblickt.

Diese schöne Dichtung von Anastasius Grün wurde illustriert und zum öftern in Musik gesetzt. Doch wer war die alte Muhme?

Die folgende Geschichte könnte allenfalls auf die rechte Spur führen.



„Tante Babette wünscht euch zu sehen“, sagte mein Vater. „Ich habe ihr versprochen, euch heute nachmittag zu ihr zu senden.“

Diesen Befehl führten wir immer gern aus, denn wir Kinder liebten die Alte, auch war die Aussicht auf eine Schale köstlicher Schokolade nicht ohne.

Ich sehe sie noch vor mir, die kleine, hagere Gestalt, stark vorgebeugt, im kattunenen Schlafrock, — der immer

zierlich gefalteten weißen Haube, in den schmalen kleinen Händen die klappernden Stricknadeln.

Wenn die Nachmittagssonne ihre Strahlen durchs Fenster sendete, mußte die Dienerin den Lehnstuhl dorthin rollen. Da saß sie nun und wärmte sich gleich einer Eidechse. Das Gemach war so reinlich, so heimlich, duftete nach Lavendel. Am Arbeitstisch lag ein Gebetbuch und eine Hornbrille.

Ihre Dienerin Katra ist seinerzeit mit der alten Frau in die Stadt gezogen; ein Familienmöbel, ja Tochter der Milchschwester der alten Dame; also schon die dritte Generation: Großmutter Amme, Mutter Gespielin und Stubenmädchen, Tochter aber Mädchen für alles.

Selbe konnte sich nie entschließen, ihre gewohnte Bauertracht gegen städtische Kleidung zu vertauschen. Mit Liebe und Anhänglichkeit sorgte sie für ihre Frau, führte selbe täglich in die Messe und kochte die vom Arzte vorgeschriebenen Speisen. So war Tante Babette durch Katra weit besser bedient, als wenn sie eine geschulte Kammerjungfrau in Dienst gehabt hätte.

Ruhig, ohne Emotion floß ihr der Lebensabend dahin und sie wartete geduldig, bis ihre gläubige Seele den schwachen Körper verlassen, mit ihren Lieben, die vorausgegangen sind, vereint werde. Die Zukunft war nur darauf von Interesse, Hoffnung aufs Wiedersehen! Die Gegenwart affizierte sie nicht viel, dafür lebte selbe der Erinnerung, der Vergangenheit.

Von drei Schwestern, Aglaja, Toni und Babette, war sie die jüngste. Klein war das Landgut ihrer Eltern, klein von Gestalt ihr Vater, klein an Geist und Bildung. Auch roh an Gemüt. Gar oft mußte sie die Äußerung hören: Die Babette hätte wohl ausbleiben können, unser Vermögen langt knapp für zwei Kinder.

Die stets kränkelnde Mutter hatte auch nicht viel von Zuneigung für die Jüngste übrig. Aglaja war so schön,

so brillant, gemacht, dereinst eine hohe Stellung einzunehmen. Bei Aglajas Erziehung durfte man nicht sparen. Toni war prädestiniert, eine gute Partie zu machen: mußte in Szene gesetzt werden. Nur an Babetts Zukunft dachte niemand. „Wird schon wo unterschlüpfen, vielleicht gelingt es uns, sie zur Stiftsdame mit einer Rente von 200 fl. zu machen“, so rechnete die Mutter.

Daß Babette ein anschmiegsames, liebebedürftiges Herz hatte, darauf wurde keine Rücksicht genommen.

Aglaja kam zu einer Tante, die hohe Gönner hatte, nach Wien. Toni verheiratete sich früh an einen Gutsbesitzer, dessen Vermögensverhältnisse viel zu wünschen übrig ließen und der seine Schwiegereltern immer in Kontribution setzte. Babette aber ersetzte den Eltern eine Wirtschafterin.

Da gab es denn viel Arbeit. Vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht mußte sie die Hände rühren, den Kuhstall und die damit verbundene Milchwirtschaft, den Obst- und Gemüsegarten überwachen, die Speisekammer, das Granarium. Rüben- und Krautkeller verlangten eine genaue Aufsicht u. s. w. Der Vater entbrannte in heftigem Zorn, wenn es sich um die allerkleinste Geldausgabe handelte. Um dem vorzubeugen, erzeugte man am Gut fast alle Gebrauchsartikel selbst. Von der Seife und Kerze an bis zur Hausapotheke. Steinmüde sank unsere Babette abends in ihre Kissen.

In dieses einförmige, mühsame, poesielose Leben fiel wie ein Sonnenstrahl die Ankunft des Kapitänleutnants Ernst von H . . s. Selber, auf Landesbeschreibung kommandiert, wurde im Schlosse einquartiert. Auch er war tagsüber beschäftigt, doch am Abend und des Sonntags nachmittags hatte Babette Zeit, diesen ritterlichen, hochgebildeten Herrn näher kennen zu lernen und auch auf ihn machte das stille, selbstlose Wirken des Hausfräuleins einen tiefen Eindruck. Als der Sommer vorüber, Ernst die Gegend ver-

lassen mußte, waren die zwei verlobt. Die Aussichten waren freilich die möglichst ungünstigsten.

„Endlich wird es ja doch einmal dauernder Friede“, sagte er, „dann lasse ich mich pensionieren oder mache Konvention und du wirst meine kleine Hausfrau. Im Frühjahr komme ich jedenfalls wieder in die Gegend, um meine Arbeiten fortzusetzen.“

Es kam anders. Das Regiment mußte ausmarschieren, es gab wieder Krieg. Der Vater fuhr mit Babette in die Stadt, damit sie von ihrem Bräutigam sich verabschieden und dem Ausmarsch des Regimentes beiwohnen könne.

Da standen nun die Landessöhne, den Tschako mit Feldzeichen aus Eichenlaub geschmückt, und erwarteten den Befehl zum Abmarsch. Ernst eilte nochmals ins Gasthaus, wo Babette am offenen Fenster stand und ihm mit dem Schnupftuch zuwinkte.

„Teures Mädchen“, sagte er, „sei stark in der Stunde der Trennung, du wirst mich ja wiedersehen! Es kann Jahre währen, doch kommen werde ich zu dir.“

Darauf löste er ein Blatt seines Feldzeichens. „Behalte dies als Erinnerung an diese Stunde, es ist ein Teil des Ehrenzeichens, das ich trage, — und gib mir eine deiner Ringellocken.“

Sie schnitt sich das Gewünschte ab und er sagte: „Werde selbe immer an meinem Herzen tragen.“

Noch so manch süßes Wort wollten sie wechseln, doch dazu war keine Zeit mehr. Die Trommeln wirbelten, die Pfeifer spielten. Einen letzten Händedruck, einen letzten Kuß, dann eilte er zu seiner Kompagnie.

„Kniet nieder zum Gebet!“ erscholl das Kommando. Das letzte Gebet auf heimatlicher Erde!

Wie viele dieser Burschen werden sie nie wiedersehen! Unter welchem Himmelsstrich werden ihre Gebeine bleichen? Daran dachte in dieser Stunde keiner der Krieger. Begeisterung schwellte ihre Brust, als sie bei Janitscharen-

Musik abmarschierten. Babette hielt das Eichenlaub in den Händen und eine Träne fiel darauf. Es war die erste. Wie viele folgten im Laufe der Jahre!

Mit wechselndem Glück wurde gekämpft; Provinzen, ja ganze Länder erobert und wieder verloren.

Babette hörte nur selten etwas von ihrem Ernst, einen Gruß durch diesen oder jenen Offizier, der Rekruten abholte oder in anderer Kommandierung ins Land kam. Als selbes französisch wurde, französische Truppen, französische Offiziere die Garnison bildeten, hörten auch diese Nachrichten auf. Endlich kam die große Abrechnung. Es war der 18. Oktober 1813.

Babette saß im Garten und dachte — an wen? Natürlich an ihn! Da sah sie ihren Ernst eiligen Schrittes dem Schlosse zueilen. „Ernst!“ rief sie, „bist du endlich gekommen?“ — Doch schon war er im Schloßtor verschwunden. Sie eilte dorthin; mehrere Arbeiter waren im Schloßhofe beschäftigt, keiner hatte ihn gesehen. Ins Zimmer der kranken Mutter eilte sie, doch auch dort war er nicht.

„Mutter, Mutter, was soll das bedeuten?“ frug sie in großer Aufregung.

„Bete, mein Kind, bete!“ entgegnete diese.

Zur selben Stunde ist Hauptmann Ernst von H. auf der Ebene vor Leipzig gefallen. Eine feindliche Kugel traf ihn genau an der Stelle, wo Babettens Locke ruhte. Er hat sterbend sein Wort gehalten.

Dies ist die Geschichte der guten alten Dame, die wir Tante Babette nannten. Warum Tante? Nun, alle Welt nannte sie so, auch der Verfasser der „Wiener Spaziergänge“ Anton Graf Auersperg, als Dichter Anastasius Grün genannt.

Sehr wahrscheinlich, daß Babette es war, an die er bei Verfassung der oben zitierten Verse dachte.



Der in Rede stehende Jodok Bernardin war der jüngste Sohn des Maximilian, seit dem Jahre 1674 zum Grafen von Waxenstein ernannten Barbo und seiner Frau Maria Christina, Tochter des Franz Freiherrn von Brenner.

Jodok war vermählt zu Heidelberg mit einer Johanna Magdalena Strupius von Gallenhausen, Tochter des Wilhelm Strupius, Kommandanten von Heidelberg.

Deren Sohn war Josef Wilhelm, er kaufte 1783 die Herrschaft Lueg und war dreimal verheiratet: 1. 1783 mit Regina Gräfin Ratkay, verwitwete Gräfin Auersperg; 2. Christine Gräfin Auersperg, gest. 1750; 3. Juliana Freiin von Mordaxe, genannt Juliana Barabina.



## Inhalt.

	Seite
Mündliche Überlieferung . . . . .	5
Der geweihte Brunn . . . . .	7
Ein Simandl . . . . .	17
Deutschdorf . . . . .	23
Das Blatt im Buche . . . . .	31
Schlußwort . . . . .	38





NARODNA IN UNIVERZITETNA  
KNJIŽNICA

C00155 #



00000076414

K. K. Universitäts-  
Buchdruckerei  
»STYRIA«, GRAZ.

